

Robert Katzenstein

Wert-Preis-Transformation ohne Inhalt?

Endlich ist eine Bilanz der Diskussion zum Transformationsproblem gezogen worden, von Friedrun Quaas.¹ Sie vermeldet erhebliche Fortschritte in der Sache, freilich ohne daß es bisher gelungen sei, die Nichexistenz des Warenwertes wirklich nachzuweisen und so die Debatte mit einem Ergebnis abschließen zu können. Verblüffenderweise versucht Friedrun Quaas in ihrer Bilanz den Schwerpunkt der Diskussion völlig auf die quantitative Seite der Frage zu beschränken. Jeden inhaltlichen Bezug lehnt sie scharf ab, obwohl die Diskussion der Wert-Preis-Transformation sich gerade auf die inhaltliche Frage hin zugespitzt hat, ob es den Wert überhaupt gibt. Beschränkt man sich auf die quantitative Seite der Sache, so droht überdies auch die Gefahr, daß bei der Diskussion eines sozialwissenschaftlichen Problems ausgerechnet der soziale Inhalt des Problems außen vor bleibt. Einem Sozialwissenschaftler bleibt also eigentlich garnichts anderes übrig, als diesen Inhalt immer wieder in die Diskussion einzubringen. Zumal dann auch sichtbar wird, daß es sich bei dem ganzen Problem um eines der Mathematik und nicht der Ökonomie handelt.

Für einen Sozialwissenschaftler sollte es eigentlich ohne Schwierigkeiten möglich sein, die Transformation der Arbeitswerte in Produktionspreise quantitativ zu fassen, sofern er sich dabei nicht krampfhaft an die von v. Bortkiewicz benutzte mathematische Formel klammert, sondern der inhaltlichen Ableitung durch Marx folgt. In Heft 9 der Zeitschrift Z habe ich das nachgewiesen.

Alle von Marx behaupteten Theoreme werden bestätigt: Die Summe der Werte ist gleich der Summe der Preise und die Mehrwertsumme gleich der Profitsumme. Und beide sind - was bei der von v. Bortkiewicz benutzten Formel eben nicht der Fall ist -, bei einer inhaltlich konsistenten Transformationsmethode gleichzeitig gültig; im Gegensatz auch zu den von Quaas (S. 140) ermittelten Ergebnissen der Transformationsdebatte.

Nun zum sogenannten grundlegenden Irrtum von Marx. Er hat die Aufwendungen an konstantem und variablem Kapital bei der Berechnung der Preise in Wertgrößen angegeben, statt Produktionspreise zugrunde zu legen (Quaas, S.140). Marx hat auf das Problem selbst hingewiesen. Dennoch scheint mir hier kein großes Problem zu liegen. Sobald der Übergang von der einfachen zur kapitalistischen Marktwirtschaft einmal stattgefunden

¹ Friedrun Quaas, Das Transformationsproblem, Metropolis-Verlag, Marburg 1992. Übrigens eine beachtenswerte Arbeit!

hat, stellen sich die Kostpreise immer als Produktionspreise dar, auch wenn sie weiterhin als $c + v$ ausgewiesen werden. Die Bezeichnung c, v, m ist notwendig, um den ökonomischen Inhalt des Profits als Mehrwert zu charakterisieren. Unter kapitalistischen Bedingungen ist der Arbeitswert aber gleich dem Produktionspreis. Der Wert ist eben keine dingliche Eigenschaft der Ware. Er ist ebenso objektiv vorhanden und zugleich ungreifbar wie meine Gedanken, denn er stellt nur das quantitative Verhältnis dar, in dem die verschiedenen Produzenten ihre respektiven Arbeiten gegeneinander austauschen. Das aber kann unter kapitalistischen Bedingungen, aus den oben erwähnten Gründen, nur der Produktionspreis sein. Winfried Schwarz und Georgios Stamatis sind auf dieses Problem schon eingegangen.²

Transformation in Theorie und Praxis

Schließlich zum dritten und wohl wichtigstem Kernpunkt der Kritik an der Marx'schen Transformationsmethode: Am Ende der Wert-Preis-Transformation auf Marx'sche Art seien die von ihm selbst dargestellten Gleichgewichtsbedingungen des wirtschaftlichen Kreislaufs nicht mehr gegeben. Diese Bedingungen besagen, daß die beiden Abteilungen der gesellschaftlichen Produktion sich bei einfacher Reproduktion nur dann im Gleichgewicht befinden, wenn das variable Kapital und der Mehrwert ($v + m$) der Abteilung I, d.h. die Wertbestandteile dieser Abteilung, die Konsumgüter kaufen, gleich groß sind wie das konstante Kapital (c) der Abteilung II, d.h. jener Wertbestandteil der Abteilung II, der Produktionsmittel kauft. Leider fehlt hier der Platz um das entsprechende Schema zu entwickeln und in meinem vorigen Artikel habe ich diese Frage nicht berücksichtigt. Der Einwand ist jedoch berechtigt. In der Tat führt auch die Transformation nach der Marx'schen Ableitung zunächst zu einem Ungleichgewicht; $70 Ic > 50(v+m)I$, um das einmal an willkürlich gewählten Zahlen darzustellen. In der Praxis würde dies heißen, daß die Abteilung II ihre Ware nicht vollständig losschlagen und folglich auch ihren Bedarf an Produktionsmitteln wegen Mangels an Gegenleistung nicht mehr voll decken kann.

So weit, so gut. Nur zeigt sich hier schlagend, was passiert, wenn sich die Debattanten auf die quantitative Seite der Frage beschränken und vom qualitativen Inhalt der Prozesse keine Notiz nehmen. In der Praxis wie in der Marx'schen Theorie ist die Transformation mit obigem Schritt keineswegs abgeschlossen. Im Gegenteil, das Gleichgewicht und seine Herstellung bilden vielmehr überhaupt die materielle Grundlage, auf der sich die Werte herstellen und sich ihre Transformation in Produktionspreise vollzieht. Solange ein strukturelles Ungleichgewicht zwischen den Abteilungen

² Winfried Schwarz, Viel Lärm um Nichts. Zum sogenannten Transformationsproblem, in: SOPO 44/1978; Georgios Stamatis, Beiträge zur Kritik der neoricardianischen und neoklassischen Theorie, in: Göttinger Beiträge zur Gesellschaftstheorie 4/1979.

besteht, kann sich auch kein Durchschnittsprofit herstellen, kommt folglich auch das Kapital nicht zur Ruhe. Das ergibt sich aus den Gesetzen der Preisbewegung, die übrigens in allen Wert- oder auch Nur-Preis-Theorien dieselben sind. Ungleichgewichte zwischen Angebot und Nachfrage wirken sich auf die Preisgestaltung aus. Eine Überproduktion in der Abteilung II, wie in unserem Beispiel angenommen, würde sich in gedrückten Preisen und unterdurchschnittlichen Profiten niederschlagen. Zuviel Kapital wäre schon nach II gewandert und dieser Überschuß muß stillgelegt werden oder neue Anlage suchen. In der Praxis geschieht das durchaus, nach Ungleichgewichten pendeln sich die Preise immer erst wieder auf die Wertbasis ein. Hätten wir ein anderes Beispiel gewählt, bei dem die Abteilung I einen Überschuß gegenüber IIc aufweist, so hätte sich die Kapitalwanderung noch ein Weilchen fortgesetzt. Erst wenn sich zwischen den beiden Abteilungen ein Gleichgewicht in Angebot und Nachfrage entwickelt hat, ist auch der Durchschnittsprofit gegeben, d.h. die Bedingung ist erfüllt, die der Kapitalwanderung das Motiv nimmt. Über die Bewegung der Marktpreise, die diesen Prozeß initiiert und begleitet, bildet sich auf dieser Gleichgewichtsbasis auch der Produktionspreis. In der Diskussion ist auf dieses Faktum, wie auf die qualitative Seite überhaupt, verschiedentlich hingewiesen worden, auch von Stamatis, leider ohne Erfolg (vgl. Quaas, S. 115).

In der ganzen Debatte ist überhaupt aus dem Auge verloren worden, daß der Ausgangspunkt eines Transformationsprozesses nie eine Gleichgewichtssituation, sondern immer nur ein Ungleichgewicht sein kann; nur dadurch entstehen die Profitunterschiede, die die Kapitalverschiebungen auslösen. Auch beim Übergang von der einfachen, handwerklichen, zur kapitalistischen Marktwirtschaft entstanden solche Ungleichgewichte - durch die neuen produktiven Kräfte, das Einschleichen kapitalistischer Produzenten in das handwerkliche Produktionsgefüge -, die ebenso Profitunterschiede bewirkten wie die Verschiedenheiten in der organischen Zusammensetzung des Kapitals. Das Gleichgewicht muß sich immer erst auf neuer Stufe wieder herstellen; durch die Bewegung des Kapitals hin zur besten Verwertung, und im Zuge dieser Bewegungen verändern sich die Strukturen, formiert sich der Wert in neuen Produktionspreisen.

Dabei kann sich übrigens auch, ohne neuen wissenschaftlich-technischen Fortschritt, einfach durch Verschiebungen in der Anwendbarkeit gegebener Technik, die Wertgröße einer Ware selbst verändern. Das neue Preisniveau kann die Relationen zwischen Angebot und Nachfrage so stark verändern, daß plötzlich höherproduktive Produktionsverfahren gewinnbringend anwendbar oder aber, im umgekehrten Fall, nicht mehr anwendbar werden. Dann verändert sich auch der zur Produktion der jeweiligen Ware gesellschaftlich notwendige Arbeitsaufwand, d.h. der Wert dieser Ware. Solche Veränderungen sind in der Praxis gang und gäbe, wenn ihnen primär auch andere Ursachen zugrundeliegen mögen. Jeder Produzent ist in ein Geflecht von Produktions-, Preis- und anderen Strukturen eingewach-

sen, die ihrerseits die Art und Weise der rationell anwendbaren Produktionsverfahren bestimmen und ihre Anwendung möglich oder auch unmöglich machen können, wenn sie sich verändern.

In der Praxis sind derartige Prozesse häufig zu beobachten. Die Ölförderländer haben seinerzeit, in den siebziger Jahren, die Ölquellen in eigene Regie übernommen und über die Ölpreise erhebliche Mittel aus den industriellen Metropolen in die Ölförderländer umgeleitet. Dadurch veränderte sich die Struktur der Nachfrage in den Metropolen nachhaltig. Die andersgearteten Bedürfnisse der Ölförderländer wurden plötzlich zahlungsfähig, während manchen Bedürfnissen der Metropolen die Mittel zu ihrer Befriedigung entzogen wurden. Strukturelle Ungleichgewichte waren die Folge. Einigen Zweigen in den Metropolen brachen Märkte weg, für andere begann eine Hochkonjunktur. Über die entsprechenden Preis- und Kapitalbewegungen stellten sich neue Produktionsstrukturen her. Das sind die praktischen Bewegungen, in denen sich neue Gleichgewichtsbedingungen mit den ihnen adäquaten Wertverhältnissen ausbilden. Ähnliche Prozesse sind durch den Zerfall des Sozialismus angestoßen worden. Dabei haben der Zerfall der Sowjetunion und die neuen nationalen Grenzziehungen für manche Betriebe auch bewirkt, daß sie mit den bestehenden Anlagen nicht mehr rationell produzieren können.

Im übrigen verändert jede größere Produktivitätsentwicklung nicht nur die Profitraten, sondern setzt auch Prozesse in Gang, in denen sich die bestehenden Gleichgewichtsbedingungen verzerren und sich neue ausbilden müssen. In der Praxis stellt sich das in Form von Krisen oder auch Aufschwüngen dar. Auf unser Beispiel bezogen: 20 IIC läge in Warenform fest, könnte nicht realisiert werden. Die Abteilung wäre überdimensioniert und sofern sich die Wirtschaft nicht gerade in einer Wachstumsphase befindet, bedeutet das Krise. Hätte das Kapital der Abteilung II genügend Finanzspielraum und könnte seinen Produktionsmittelbedarf trotz des Lagerbestandes an zur Zeit unverkäuflichen Waren decken, so käme es allerdings nur zu Strukturverschiebungen; die Krise auf der einen Seite würde durch Hochkonjunktoren auf der anderen ausgeglichen, wie seinerzeit nach dem Ölpreisschock.

Wie man sieht, lebt die Theorie nicht aus sich selbst heraus. Wenn man die Logik ihrer Ableitungen überprüfen will, dann muß man schon ein bißchen wissenschaftliche Phantasie entwickeln und die abstrakten Formeln der Theorie mit den praktischen Prozessen zusammenbringen. Leider zeigt sich zuweilen, daß in der alten Spruchweisheit, oft werde vor lauter Bäumen der Wald übersehen, viel Wahrheit steckt.

Wert und Preis

Wie verhält es sich nun mit dem Wert, jenem Zankapfel, um den sich die ganze Debatte recht eigentlich dreht? In seiner nonchalanten Art schreibt Samuelson, eine Reihe bürgerlicher Sozialökonomien habe beschlossen,

der Wert existiere nicht, da die Gesetzmäßigkeiten der Preisbewegung zur Erklärung der meisten ökonomischen Phänomene völlig ausreichen.³ Das ist natürlich richtig, aber es ist kein Argument gegen den Wert. Natürlich reichen die Preisgesetze zur Erklärung der meisten ökonomischen Phänomene aus. Anders kann es garnicht sein. Schließlich wird der Wert nur im Preis der Waren sichtbar und über die Preisbewegungen setzt er sich durch. Das schließt aber seine objektive Existenz nicht aus. Auch Gedanken werden nur greifbar, wenn sie als Wort oder Schrift in Erscheinung treten, dennoch sind sie objektiv auch dann vorhanden, wenn sie nicht in Wort oder Schrift geäußert werden. Ebenso der Warenwert. Er ist nichts anderes als das mit der Produktion gewachsene Verhältnis zwischen arbeitsteilig miteinander verbundenen Produzenten. Wenn wir schon nur den Preis betrachten, so sind dennoch zwei Phänomene zu erklären: Zum einen zeigt sich, daß der Preis auf alle möglichen Einflüsse reagiert, die das Verhältnis von Angebot und Nachfrage verändern. Zum anderen aber schwankt derselbe Preis nur in gewissen Grenzen. Er bewegt sich gewissermaßen in einem Korridor mit mehr oder weniger festen Grenzen. Auch die Parameter dieses Korridors können sich verändern, aber sie reagieren nicht auf Schwankungen im Verhältnis von Angebot und Nachfrage, sondern nur auf grundlegende Veränderungen im Kostengefüge, d.h., von der Arbeitswerttheorie aus gesehen reagieren sie auf die Bewegung der zur Produktion der jeweiligen Ware durchschnittlich notwendigen gesellschaftlichen Arbeit. Hier ist also etwas, was dem Preis Konsistenz gibt. Dieser Preis, der nicht den aktuellen, nur kurzfristig wirkenden Markteinflüssen unterliegt, kennzeichnet den eigentlichen, vom Tagesgeschehen unabhängigen, Wert der Waren. Dieses Phänomen bleibt zu erklären, wenn man beschließt, den Wert für nicht existent zu erklären. Die Arbeitswerttheorie erklärt diesen Wert aus der Substanz, die das Verhältnis bestimmt, in dem arbeitsteilig, aber privat und selbständig produzierende Produzenten ihre Waren gegeneinander austauschen: nach der im Schnitt gesellschaftlich notwendigen Arbeit, die in diesen Waren steckt. Daß hier zwischen zwei Arten von Preisen bzw. zwischen Preis und Wert der Waren zu unterscheiden ist, wird übrigens auch dadurch belegt, daß nicht jede Preisänderung eine Neuverteilung der Ressourcen bewirkt - bei den Preisgesetzen geht es ja vor allem um diese Frage, um die Anpassung der Produktion an den gesellschaftlichen Bedarf -, sondern nur eine solche, die durch Veränderungen im Arbeitsaufwand verursacht wird. Wenn man schon solche Phänomene feststellen kann, warum soll man sie dann nicht auch begrifflich, als Preis und Wert, kenntlich machen? Rein sachlich ist der Wert nicht greifbar. Er ist, wie schon gesagt, keine dingliche Eigenschaft der Ware. Der Transformationsprozeß bedeutet so auch keine Verschiebung einer dinglichen (Wert-) Substanz. Ob sich der Wert dabei überhaupt nicht von der Ware löst, sondern die durch das Streben des Kapitals nach der besten

³ Vgl. P.A. Samuelson, Volkswirtschaftslehre, Bd.II, Köln 1975, S.626.

Verwertung verursachte Preisbewegung einfach zu einer veränderten Verteilung des Gesamtwertprodukts unter den Produzenten führt, oder ob der Wert die Form des Produktionspreises annimmt, bleibe dahingestellt; am Ergebnis ändert das nichts. Sicherlich ist das nicht ganz einfach zu verstehen. Richtig verständlich wird es erst, wenn man sich die zugrundeliegenden sachlichen Vorgänge, ohne ihre wertmäßige Ausdrucksform, vorstellt.

Samuelsons Spruch gilt zum Beispiel nur in der arbeitsteiligen Wirtschaft, in der die Allokation der Ressourcen spontan, über die Preisgesetze, erfolgt. An diesem Punkt treffen sich zunächst auch Wert- und reine Preistheorie. Beide erklären die Verteilung der gesellschaftlichen Ressourcen, d.h. von Arbeit und Kapital, gleichermaßen über die Bewegung der Preise, übrigens auch unter Berufung auf die Kosten-/Nutzen-Analyse, allerdings mit dem Unterschied, daß die Arbeitswerttheorie auch die Kapitalkosten auf Arbeit zurückführt und sie als vergegenständlichte Arbeit betrachtet. Diesen Schritt macht die Grenznutzentheorie nicht mit. Ihr kommt dabei entgegen, daß sich die Herstellungskosten einer Ware tatsächlich nie völlig in Arbeit auflösen lassen, sondern immer nur in Produktionsmittel- und Arbeitskosten. Man mag das drehen und wenden wie man will, auch wenn man die Kosten der Produktionsmittel ihrerseits auflöst, kommen immer wieder, in neuer Form, Produktionsmittelkosten ins Spiel; das ist fast genauso verwirrend wie das Wert-Preisverhältnis. Sobald man jedoch zu Produktionsweisen zurückgeht, in denen die Produktionsprozesse überschaubarer sind, erschließt sich dieser Zusammenhang sofort. Dem urzeitlichen Jäger zum Beispiel, war die Arbeit als Grundbedingung aller Produktion durchaus geläufig. Er leistete alle anfallenden Arbeiten und seine Arbeit war die einzige Quelle sowohl der Produktionsmittel, etwa von Pfeil und Bogen, des erlegten Wildes etc., als auch der Konsumtionsmittel, der Zerlegung und Zubereitung des Wildes etc. Unter diesen Bedingungen lassen sich alle Produktionsvorgänge ohne weiteres in Arbeit auflösen.⁴ Übrigens erschließt sich die Arbeit als gemeinsamer Nenner aller materiellen Lebensbedingungen auch, wenn man Ausnahmesituationen, wie sie in der Geschichte des Robinson Crusoe sichtbar werden, der allein und ohne große Ressourcen auf eine einsame Insel verschlagen wurde, auf diese Frage hin abklopft. Unter früheren oder anderen als marktwirtschaftlichen Bedingungen lassen sich die Ressourcen also allesamt in Arbeit auflösen; ihre Zuordnung zu den verschiedenen Aufgaben erfolgt allerdings unter diesen Bedingungen bewußt, während sich für diese Regelungen in den spontanen Abläufen arbeitsteiliger Produktion bestimmte Gesetzmäßigkeiten dafür ausbilden. Wert und Preis gibt es unter anderen als marktwirtschaftlichen Bedingungen nicht; die Frage nach dem Wert der Waren, im Unterschied zu ihrem Gebrauchswert, entsteht überhaupt erst, wenn

⁴ Für den urzeitlichen Jäger konnte freilich die Fruchtbarkeit der Natur noch Verwirrung stiften, aber wo zeigt sich natürliche Fruchtbarkeit bei Maschinen, Gebäuden etc.? Sie verrotten und verwittern, wenn sie nicht durch Arbeit gebrauchsfähig gehalten werden!

die Produzenten ihre Erzeugnisse gegeneinander austauschen wollen und sich die arbeitsteilige Produktion ausbildet. Der Übergang zur Arbeitsteilung und zum Austausch der Erzeugnisse ändert aber nichts an der Arbeit als Quelle derselben. Nur wird der Arbeitsaufwand dann mit dem Wertbegriff "Kosten" erfaßt. In der höherentwickelten Gesellschaft lassen sich also die Produktionskosten zwar nicht mehr in Arbeit auflösen, aber doch auf Arbeit zurückführen. Gesellschaftliche Arbeit ist die allen Waren gemeinsame Substanz, aus deren Menge sich ihr jeweiliger Wert ableitet.

Recht eigentlich ist es auch nicht die von Adam Smith und David Ricardo begründete Werttheorie, die auf so heftigen Widerspruch stößt, sondern vielmehr die Mehrwerttheorie von Marx, die den Profit aus dem Mehrwert ableitet. Der Profit ist denn auch ein weiteres Phänomen, das sich aus den Gesetzmäßigkeiten der Preisbewegung allein nicht erklären läßt. Hier wird also eine Frage offen gelassen, die von der Arbeitswerttheorie schon erklärt ist. Wissenschaftlich ist der von Samuelson erwähnte "Beschluß" deshalb ein Schritt zurück. Die Erklärung des Profits als Unternehmerlohn ist da ehrlicher. Zumal die Unternehmer mit der Organisation und Leitung der Produktion ja tatsächlich notwendige Funktionen ausüben. Freilich bleibt dann aber immer noch der Streit über die Höhe des Unternehmerlohnes - obwohl der Markt für Führungskräfte der Wirtschaft den Wert einer Unternehmerarbeitskraft längst festgestellt hat -, und die Herkunft des darüber hinausgehenden Profitteiles. Davon abgesehen aber begegnen wir auch dem Mehrwert in den weniger entwickelten Gesellschaften in mehr oder weniger reiner Form; als Tribut unterworfenen Stämme, also eines ohne Entgelt angeeigneten fremden Arbeitsproduktes, später in der Leibeigenschaft als Fronarbeit. Es sind also nur Form-, aber keine Inhaltswandlungen, wenn die Mehrarbeit als Mehrprodukt, Mehrwert oder Profit erscheint.

An sich bietet auch die Grenznutzentheorie die Möglichkeit, bis zur Arbeit als der eigentlichen Substanz der Preise vorzustoßen. Die Wertbegriffe Kosten und Nutzen lassen sich ebenfalls aus den Sachbegriffen Aufwand und Ertrag ableiten. Auch in frühen Produktionsweisen wurden Arbeitsaufwand und -ertrag gegeneinander abgewogen und die Einteilung der Arbeit danach bestimmt; kein Mensch wird sich die Mühe gemacht haben, erst Pfeil und Bogen herzustellen, um einen kleinen Vogel zu erlegen, wenn er mit weniger Mühe eine Falle bauen und darin ein größeres Wild fangen konnte. Die Kosten-/Nutzen-Rechnung ist nur die wertbegriffliche Fassung des Aufwand-/Ertrags-Vergleichs. Auch hier ist also die Arbeit der gemeinsame Nenner für das Sozialprodukt. Es ist daher auch nicht so ganz einzusehen, warum sich hier ein so intensiver Streit entfacht hat. Wenn ich davon überzeugt wäre, daß wir den Wertbegriff nicht wirklich brauchen, könnte ich leicht darauf verzichten. Ich bin aber nicht überzeugt davon.

Beispielsweise ist der Wertbegriff der Schlüssel für die Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit. Ein wichtiger Punkt. Von der herrschenden ökonomischen Meinung wurde bisher zum Beispiel jedes Bereichswachstum als wirtschaftsförderlich angesehen. Konsumtive Bereiche, wie etwa bestimmte Dienstleistungsbereiche und Verwaltungen, wurden zu den wertschöpfenden Bereichen gezählt und ihr Ergebnis dem Sozialprodukt zugeschlagen, obwohl ihre Kosten aus dem Sozialprodukt gedeckt werden müssen und die übermäßige Ausdehnung dieser Bereiche regelmäßig mit dem Mittelbedarf von Wirtschaft und Staat kollidiert. Erst jetzt beginnt sich, aus der praktischen Entwicklung in den neuen Bundesländern heraus, die Erkenntnis durchzusetzen, daß eine gesunde wirtschaftliche Entwicklung ohne industrielle Kernbereiche gar nicht möglich ist.

Es ist also wichtig, in der theoretischen Arbeit den Zusammenhang zur Praxis herzustellen. Nicht nur um die wissenschaftlichen Erkenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, sondern auch um die Theorie als Grundlage für eine effektive Wirtschaftspolitik praxisrelevant zu machen.